

Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdthematisierung

Kohli, Martin

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kohli, M. (1981). Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdthematisierung. In J. Matthes (Hrsg.), *Lebenswelt und soziale Probleme: Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages zu Bremen 1980* (S. 502-520). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-188363>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdtthematisierung

Martin Kohli

Die meisten Menschen (...) lieben das ordentliche Nacheinander von Tatsachen, weil es einer Notwendigkeit gleichsieht, und fühlen sich durch den Eindruck, daß ihr Leben einen „Lauf“ habe, irgendwie im Chaos geborgen.
Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften

Von Lebenslauf kann gar nicht die Rede sein – bei mir läuft überhaupt nichts mehr.

Unbekannter Student

1. Ausgangspunkt und theoretischer Kontext

Wir sprechen hier von diachronen Analysen, und im besonderen von Analysen individueller Entwicklungsprozesse. Biographische Verläufe sind aber nicht nur ein Thema wissenschaftlicher Analysen, sie sind auch ein Thema alltäglichen Denkens. Es gibt im Alltag bestimmte Gelegenheiten, bei denen dem Individuum seine eigene Lebensgeschichte oder diejenige seiner Interaktionspartner thematisch werden. Darauf sind meine folgenden Überlegungen gerichtet. Es geht mir um die biographischen Verlaufsanalysen, die *von den Gesellschaftsmitgliedern selber* zur Lösung ihrer alltäglichen Handlungsprobleme durchgeführt werden.

Diese Fassung des Themas deutet natürlich auf eine Behandlung im Rahmen der Ethnomethodologie hin. Das trifft zu, soweit es um die allgemeine Perspektive geht, nämlich um methodische Verfahren, die Gesellschaftsmitglieder lebenspraktisch einsetzen und die in einer gewissen Parallelität zu entsprechenden sozialwissenschaftlichen Verfahren stehen. Ich werde mich aber im einzelnen nicht der ethnomethodologischen Begrifflichkeit bedienen¹ und auch der Frage der Parallelität von alltäglichen und wissenschaftlichen Verfahren nicht nachgehen.

Dazu nur zwei Punkte. Erstens kann vermerkt werden, daß die alltäglichen Konzeptionen biographischer Verläufe nicht ohne Einfluß auf die wissenschaftlichen Konzeptualisierungen des Lebenslaufs geblieben sind (vgl. für die Entwicklungspsychologie: Oerter 1978; für die Lebenslaufsoziologie: Kohli 1981). Zweitens ergibt sich für die „biographische Methode“ – d.h. die Verwendung biographischer Äußerungen als wissenschaftliche Daten – die Notwendigkeit, zunächst den Stellenwert und die Struktur biographischer Äußerungen im Alltag zu klären (vgl. Kohli 1980a). Was wir hier machen, ist also die Erarbeitung von Grundlagen auch für die „biographische Methode“.

Der theoretische Kontext unseres Problems ist zunächst derjenige der *Handlungstheorie*. Es ist also ein mikrosoziologisches Thema. Biographische Thematisierung ist ein besonderer Typ der alltäglichen Praktiken, mit denen Orientierungsrahmen geschaffen und gesichert werden, d.h. sie ist eine der alltagspraktischen Grundlagen der Sozialwelt. Dabei läßt sich sagen, daß die Lebenszeit eine der wichtigsten und zugleich eine der bisher am wenigsten durchgearbeiteten Dimensionen der Handlungsanalyse ist. Mit Biographie sind aber auch *sozialstrukturelle* Bezüge mitgedacht.

Sie bildet einen der wesentlichen Schnittpunkte von Handlungstheorie und Strukturtheorie, und ihre Analyse ist damit Teil eines Theorieprogramms, das seit den Anfängen der Soziologie ansteht, aber noch keineswegs als gelöst zu betrachten ist, nämlich Handlungs- und Strukturebene, Mikro- und Makrosoziologie zu verbinden. Ich möchte die These aufstellen, daß das Verhältnis von Individualität und Gesellschaftlichkeit sich in der biographischen Dimension besonders zuspitzt und daß eine zureichende Konzeptualisierung dieses Verhältnisses ohne die Analyse biographischer Thematisierung nicht auskommt.

In gewisser Weise ist Biographie das Terrain par excellence von Individualität bzw. Subjektivität (ich verwende die beiden Begriffe hier synonym).

Das hat wohl etwas mit der „Endlichkeit des Lebens“ zu tun, wie nicht nur aus existenz- und lebensphilosophischer, sondern auch aus handlungstheoretischer Sicht (vgl. Schütz/Luckmann 1975:63) plausibel gemacht werden kann. Ein weiteres Grundmoment der subjektiven Erfahrung ist die Besonderheit der geschichtlichen Situation (aaO: 65), also das, was in anderer Begrifflichkeit als Kohortenspezifität bezeichnet wird. (Dem entspricht auf sozialstruktureller Ebene der Nachweis, daß die Auswirkungen historischer Prozesse auf die Gesellschaftsmitglieder nur unter Berücksichtigung der lebenszeitlichen Dimension erfaßt werden können; vgl. Kohli 1978:20f). Für das Individuum wird deshalb seine Konzeption seiner selbst – sowohl als Gattungs- wie als unverwechselbares Einzelwesen – in der Dimension der Lebenserinnerung und Lebensplanung am schärfsten faßbar.

Wir haben in letzter Zeit denn auch beobachten können, daß Subjektivität in sozialstrukturelle Analysen hauptsächlich über Lebensgeschichten eingebracht werden soll (so etwa im „soziobiographischen“ Ansatz, vgl. Osterland 1973; Bahrdt 1975). In der Tat ist die Dimension der Biographie die konsequenteste Herausforderung für theoretische Konzeptionen, die Subjektivität in Gesellschaftlichkeit aufgehen lassen bzw. restlos aus ihr ableiten wollen (marxistische ebenso wie normativistische, z.B. Funktionalismus). Diese Herausforderung anzunehmen heißt allerdings nicht, Subjektivität nun als Ausgangspunkt unseres Denkens zu setzen.² Vielmehr ist es unsere Aufgabe als Soziologen, die sozialen Grundlagen für die Entstehung und (partielle) Verselbständigung von Subjektivität zu untersuchen.

Ein wichtiges Problem in diesem Zusammenhang ist das Verhältnis von biographischer Selbstreflexion als konstitutivem Merkmal von Subjektivität – damit als universalem Element von Handlungskompetenz – und als einzelgesellschaftlicher Sonderentwicklung.

In der kulturtheoretischen Diskussion ist vor allem der zweite Gesichtspunkt betont worden. Für Georg Misch (einen Dilthey-Schüler, der das erste und immer noch größte Werk über die Geschichte der Autobiographie schrieb) stand es außer Frage, daß die autobiographischen Schriften „auf den Verlauf der europäischen Selbstbesinnung und Individualisierung“ zurückführen (1949:1/I:VII, Vorwort zur ersten Auflage von 1907) und als „Zeugnisse für die Entwicklung des Persönlichkeitsbewußtseins der abendländischen Menschheit“ gelten können (1949:1/I:5). Das gleiche Argument findet sich heute in ideologiekritischer Wendung: in diesen Schriften wird (seit dem 18. Jh.) der Ausdruck einer neuen, nämlich bürgerlichen Identitätsdoktrin gesehen (vgl. Michel 1979:42ff). Eine Untersuchung von biographischer Thematisierung im Alltag setzt dagegen zunächst beim ersten Gesichtspunkt an. Das Problem ist aber damit nicht erledigt, und wir werden am Schluß darauf zurückzukommen haben.

Noch ein Punkt sollte erwähnt werden: was über Biographie eingeholt werden kann, ist Subjektivität in einem besonderen Sinn. Eine ausgeführte biographische Selbstthematisierung, d.h. eine autobiographische Reflexion oder ein autobiographischer

Bericht, ist eine anspruchsvolle synthetische Leistung, in welcher der „Lebensstoff“ auf ein hohes Aggregationsniveau gebracht wird. Sie ist also ein klares Gegenstück zu einer andern Art von Subjektivität, nämlich derjenigen, die mit den Begriffen „Unmittelbarkeit“ und „Spontaneität“ angesprochen ist und als „romantische“ Subjektivität bezeichnet werden kann. Wo es um die Erfahrung von Unmittelbarkeit geht, ist die Dimension der Lebenszeit eher störend und wird durch die Maxime der Beschränkung auf das „Hier und Jetzt“ von jeglicher Thematisierung ausgeschlossen. Eine biographische Thematisierung würde – so meint man – verhindern, daß alles im Fluß gehalten werden und das Leben in jedem Augenblick neu beginnen kann. Mir scheint die Konzeption einer „reflexiven“ Subjektivität allerdings realistischer und weiterführend.

Ich will diese Fragen zunächst – im 2. Teil meines Beitrags – in einer Analyse der alltäglichen Funktionen biographischer Thematisierung aufgreifen. Ich habe dazu eine Vielzahl von Alltagssituationen durchgekämmt und in einer vorläufigen Kategorisierung zusammengefaßt. Im 3. Teil will ich dann auf die sozialstrukturellen Voraussetzungen biographischer Thematisierung zurückkommen.

Für beide Teile ist hier keine definitive Ausarbeitung beabsichtigt. Es handelt sich eher um eine Problemübersicht mit einzelnen Thesen, die in weiteren Analysen zu den verschiedenen Teilbereichen eingehender zu überprüfen sein werden. Der Literaturbezug ist selektiv; was noch ganz fehlt, ist eine Auseinandersetzung mit der (kognitions)psychologischen Literatur zu Fragen wie Wahrnehmung, Erinnerung oder Zeitperspektive. Es ist vielleicht auch nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß hier nicht der „biographische Ansatz“ vorgeführt wird, sondern ein Themenbereich daraus; andere Themen (etwa die Struktur biographischer Äußerungen bzw. Texte oder die soziale Organisation des Lebenslaufs) bleiben ausgeklammert.

Vorher aber noch eine Bemerkung zum Stand der wissenschaftlichen Bearbeitung.

Man kann zweifellos sagen, daß die Dimension der Lebenszeit in der soziologischen Forschung schwer vernachlässigt worden ist. Das gilt zunächst für Zeit überhaupt; von den wenigen Beiträgen zu einer Soziologie der Zeit richtet sich aber zudem der größte Teil auf viel kürzere zeitliche Extensionen (Tages- bzw. „Alltags“zeit) oder auf längere (historische bzw. gesellschaftliche Zeit). Ein möglicherweise bereits hinreichender Grund für diese Vernachlässigung ist die Schwierigkeit des Themas. Ich vermute, daß noch ein anderer Grund mitspielt: Biographie ist ohne eine Konzeption des Ichs als (Mit-) Organisator seiner Lebensprozesse nicht zu fassen, und eine solche Konzeption von Individualität ist für die Soziologie anstößig. (Das scheint paradoxerweise auch für die Psychologie als „moderne“ Wissenschaft zu gelten). Das hat wohl etwas mit der Hypertrophie des Individuums im aufklärerischen und besonders im idealistischen Denken zu tun; es war nötig, dagegen radikal den Vorrang der Sozialstruktur zu betonen (oder – in der Psychologie – das Ich in einzelne Funktionen aufzulösen), bevor jetzt die Möglichkeit besteht, sich wieder an Individualität heranzutasten bzw. das Verhältnis von Individualität und Gesellschaftlichkeit in einer beidseitig nicht-reduktiven Weise neu zu konzeptualisieren.

2. Die Funktion biographischer Thematisierung

Die Frage nach der Funktion biographischer Thematisierung lautet: Im Rahmen welcher Handlungsprobleme werden biographische Verläufe thematisiert, und was wird dadurch – in Abhebung von rein aktualitätsorientierter Problembearbeitung – sozial geleistet?³ Es geht dabei – mehr oder weniger explizit – immer um den Vergleich von biographischen mit andern (aktualitätsbezogenen) Modi der Selbst- und Fremdthematisierung.

Dies sei am Beispiel der Frage nach Identität erläutert (vgl. dazu Gumbrecht 1979). Wann reicht es, um identifiziert zu werden, daß ein Individuum einfach „da“ ist, wann werden ihm spezifische Handlungen abverlangt, wann Sprechhandlungen, wann biographische Berichte? D.h. wann hat die Antwort auf die Frage nach der Identität einer Person die Struktur der Biographie und was für Konsequenzen sind damit verbunden?

Dies würde eigentlich eine Klärung der *Struktur* von Biographie voraussetzen. Hier als vorläufige Klärung nur soviel: ich bezeichne als „biographische Thematisierung“ jede explizite Thematisierung lebensgeschichtlicher Verläufe, sei es der Lebensgeschichte als ganzer oder wesentlicher Teile davon.

Das kann mit sehr unterschiedlichem Ausmaß an Differenzierung geschehen. Eine minimale biographische Thematisierung liegt bereits vor, wenn jemand im Verlauf einer flüchtigen Interaktion sagt: „Wissen Sie, ich lebe schließlich schon seit zwanzig Jahren hier“ oder „Ich habe das damals aufgebaut“. Am andern Ende des Kontinuums stehen elaborierte Lebensgeschichten, die in verschrifteter Form mehrere hundert Seiten umfassen. Die Struktur dieser beiden extremen Typen ist natürlich sehr unterschiedlich, ihre Funktion kann aber dieselbe sein. Eine auf den ersten Blick ebenso gewagte Zusammenlegung betrifft die Temporalität: ich subsumiere unter „Biographie“ Thematisierungen sowohl der Vergangenheit wie auch der Zukunft. In einzelnen Problemsituationen steht jeweils der eine oder der andere Typ im Vordergrund; es läßt sich jedoch sagen, daß beide zeitlichen Bezüge eng miteinander zusammenhängen.

Die allgemeinste Funktion biographischer Thematisierung ist „Verstehen“ (und damit das, was auch andere Modi der Typisierung bzw. Individualisierung von Menschen leisten) – allerdings Verstehen mit ganz unterschiedlichen praktischen Zielsetzungen. Diese Ziele können wie folgt schematisch gruppiert werden:

Fremdverstehen	1. Sinnbereicherung
	2. Handlungsorientierung
Selbstdarstellung	3. Erklärung
	4. Anspruchs begründung
Selbstverstehen	5. Selbstvergewisserung
	6. Handlungsplanung

„Selbstdarstellung“ meint autobiographische Thematisierung *für andere* (im Rahmen aktueller Interaktionen), „Selbstverstehen“ dagegen Thematisierung (zunächst) *für mich*. Diese Unterscheidung ist – wie die andern auch – analytisch; empirisch gehen die Funktionen häufig ineinander über.

2.1 Sinnbereicherung

Das Interesse an der Thematisierung der Biographie meines Interaktionspartners kann auf „reines“ Fremdverstehen gerichtet sein. Es ist ein Verstehen ohne unmittelbare weitere Handlungsintention, eine Sinnbereicherung zur „Unterhaltung“ oder als Grundlage für zukünftige mögliche Handlungen jenseits der aktuellen Situation. Dies ist zweifellos nicht der häufigste praktische Kontext biographischer Fremddthematisierung, aber er kommt vor.⁴ Das sprichwörtliche Beispiel ist bekannt: der Fremde im Zug (im Flugzeug, am Tresen), den ich vorher nie gesehen habe und nachher wahrscheinlich nie wieder sehen werde, von dem ich aber am Schluß seine „ganze“ Lebensgeschichte kenne.

An welche sozialen Voraussetzungen ist dies gebunden? Für die Schaffung und Alimentierung einer zeitlich begrenzten Interaktion genügen andere Typen von Äußerungen (z.B. über das Wetter); der Einschluß „persönlicher“ Informationen durch Thematisierung der Biographie und gar ihrer „intimeren“ Schichten geht weit über die erforderliche Minimalkommunikation hinaus. Offenbar kommt vom Erzähler aus eine intime Thematisierung eher zustande, wenn die Situation von jedem unmittelbaren Handlungsdruck entlastet ist und für ihn klar ist, daß seine Erzählung keine weiteren Folgen haben wird, er sich also darauf verlassen kann, daß sein Zuhörer nach Beendigung der Erzählung aus seinem Handlungsfeld verschwinden wird. Vom Hörer aus wäre zu fragen, wann er Intimität zuläßt bzw. ermutigt und wann er sie als peinliche Zumutung behandelt. Der Grad der zugelassenen bzw. erwünschten Intimität wird laufend ausgehandelt; die biographische Form ist in dieser Hinsicht flexibel.⁵ Eine weitere Frage ist, wann Reziprozitätszwänge wirksam werden.

2.2 Handlungsorientierung

Hier frage ich nach der Biographie meines Interaktionspartners, um zu klären, wie ich ihm gegenüber handeln soll. Warum ist das aktuelle Handeln des andern nicht ausreichend als Grundlage für meine Handlungsorientierung, warum ist für mich also eine biographische Fremdthematisierung erforderlich? Es sind dabei drei Fälle zu unterscheiden.

Erstens kann ich fragen: was ist das für einer, der mir da gegenübersteht? In einer rein universalistisch verfaßten Gesellschaft würde es zur Beantwortung dieser Frage ausreichen, seine aktuellen Leistungen zu sehen. Offenbar sind aber in unserer Gesellschaft noch andere Kriterien der Identitätszuweisung wirksam. Es reicht in manchen Situationen nicht, zu wissen, daß einer einen bestimmten Beruf und ein bestimmtes Einkommen hat, ich will auch wissen, ob er aus gutem Haus stammt oder sich hochgearbeitet hat, schon lange hier wohnt oder neu zugezogen ist. Erst auf dieser Grundlage wird sein aktuelles Handeln mir „verständlich“ und entscheide ich, ob er „zu mir“ gehört oder nicht, ob ich mit ihm etwas zu tun haben will oder nicht, ob ich ihn mit Respekt behandle oder nicht.

Zweitens kann ich fragen: wie ist es beim andern, der mir gegenübersteht, zum aktuellen Zustand gekommen? Mein Interesse richtet sich hier auf die Genese dessen, was ich aktuell wahrnehme. Dies ist häufig dann der Fall, wenn der andere ein Problem bietet, das in mein Handlungsfeld fällt. Beispiele sind der Arzt, der das anamnestische Interview als Grundlage für seine Diagnose und Therapie benutzt, oder der Agent des Justizsystems, der beurteilen soll, ob jemand das Opfer seiner Verhältnisse geworden oder ob ihm Schuld persönlich zuzurechnen ist.

Drittens bin ich an Informationen über die Vergangenheit meines Interaktionspartners interessiert, um beurteilen zu können, wie er sich in Zukunft verhalten wird. Eine solche Prognose ist für die Festlegung meines eigenen Handelns erforderlich, denn ich stütze mich dabei auf Erwartungen über die Zukunft. Interaktionslogisch ist gezeigt worden (Krappmann 1971), daß es zur gegenseitigen Abstimmung der Handlungsentwürfe notwendig ist, daß der einzelne sich nicht nur auf die Erwartungen seines aktuellen Interaktionspartners einstellt, sondern zugleich zu erkennen gibt, wer er „wirklich“ ist, d.h. wie er sich jenseits der aktuellen Situation verhalten wird; dazu muß er – durch Bezug auf sein vergangenes Handeln – nachweisen, daß er eine Person mit konstanter Handlungssteuerung

ist. Darüber hinaus ist der Bezug auf Informationen über die lebensgeschichtliche Vergangenheit überall dort erforderlich, wo eine längerfristige Prognose auf der Grundlage einer kurzfristigen Beziehung gestellt werden soll. Ein Beispiel dafür ist die Position des Personalchefs, der die längerfristige Verwertbarkeit eines Einstellungskandidaten prognostizieren muß. Er versucht, in der individuellen Lebensgeschichte diejenigen typischen Muster zu erkennen, die nach seiner Erfahrung (bzw. der von ihm übernommenen Erfahrung anderer, z.B. Kollegen oder Wissenschaffler) auf hohe oder niedrige Verwertbarkeit deuten. Im wesentlichen nimmt er dabei an, daß der Bewerber sich in Zukunft so verhalten wird, wie er sich bisher schon verhalten hat. Diese Konstanzannahme ist ein ganz zentraler Punkt, auf den wir noch zurückkommen.

2.3 Erklärung

„Erklärung“ meint den Einsatz biographischer Selbstthematisierung zur Erklärung dessen, was ich heute bin oder tue. Ich erkläre mein Handeln durch eine Geschichte.⁶ Solche Erklärungen haben häufig apologetischen Charakter. Sie verfolgen das Ziel, plausibel zu machen, daß negative Lebensverhältnisse und Handlungen mir nicht als persönliche Verantwortung zuzurechnen sind, sondern das zwangsläufige Ergebnis von Bedingungen sind, die meiner Kontrolle entzogen waren.⁷ Umgekehrt kann es auch um den Nachweis gehen, daß ich nicht einfach Glück gehabt habe, sondern daß alles Positive sich meinen eigenen unablässigen Bemühungen verdankt.

Ein anderer Fall sind biographische Erklärungen, die der Heilung von „Störungen“ dienen, indem sie eine zunächst problematische neue Entwicklung oder Entscheidung normalisieren. Sie dokumentieren z.B., daß es „so kommen mußte“, daß also die Entwicklung eigentlich immer schon absehbar war.

Die Suche nach früheren „Anzeichen“ ist ein Standardbestandteil von Konversionsgeschichten oder von Geschichten „Auserwählter“. Die Heiligenlegenden gehen sorgfältig auf die Ereignisse ein, die schon für die Zeit, als weder der spätere Heilige selbst noch seine Umgebung etwas davon ahnten, nachträglich deutlich machen, daß er damals schon „auserwählt“ war. Bei Konversionen werden ebenso sorgfältig die Ereignisse verzeichnet, die beim späteren Konvertiten schon früh seine grundsätzliche Opposition zum normalen Alltag, dem er damals noch anzugehören schien, dokumentieren.

Solche Sondergeschichten haben ihre Parallele in alltäglichen Normalisierungsprozessen. Es gibt durchgreifende Veränderungen, etwa Statusübergänge, die (fast) jeden betreffen und somit auf der Aggregatebene voraussehbar und routinisiert sind, aber den jeweils Betroffenen vor eine ganz neue Situation stellen und ihm deshalb einen erheblichen Normalisierungsaufwand abfordern.

Das gilt z.B. für die Eheschließung. Berger/Kellner (1979, Orig. 1964) zeigen, daß die zentrale Aufgabe bei der Eheschließung die Zusammenfügung der bisher getrennten zu einer gemeinsamen Wirklichkeit ist. Der letzte und weitestgehende Schritt dazu ist die Synchronisation der beiden Vergangenheiten; erst sie gibt der Synchronisation der Gegenwart und Zukunft das Fundament: „Die ausgeprägten und von den beiden Menschen durchlebten und subjektiv begriffenen Einzelbiographien werden nun im Verlauf des Gesprächs redigiert und neu interpretiert. (...) Das Paar schafft sich also nicht nur seine gegenwärtige Realität, sondern durch Begründung gemeinsamer Erinnerungen, in die die Einzelerinnerungen der Partner integriert werden, auch eine neuinterpretierte vergangene Wirklichkeit.“ (1979:86)

Auch wenn die Eheschließung immer ein problematischer Einschnitt ist, ist der Bedarf nach Normalisierung durch eine solche Entwicklungsgeschichte gesellschaftlich stark variabel. Ich nehme an, daß dieser Bedarf dort am höchsten ist, wo nach dem kulturellen Selbstverständnis romantische Liebe die Grundlage für das Eingehen einer lebenslangen Beziehung von höchster Intimität sein soll. Liebe als aktuelles Ereignis ist prekär und bedarf daher der lebensgeschichtlichen Fundierung.

Nicht eingegangen sind Berger/Kellner auf den Prozeß der Trennung. Mir scheint, daß hier Normalisierungsbemühungen mit analogen Mitteln nachzuweisen sind. Die Trennung ist dann im schärfsten Sinn vollzogen, wenn nicht nur die Gegenwart und Zukünfte, sondern auch die Vergangenheiten getrennt sind. Das geschieht durch biographische Thematisierungen nach dem Muster „Eigentlich habe ich von Anfang an Zweifel gehabt, ob das gutgehen wird“ oder „Etwas hat mir bei Dir schon immer gefehlt“ oder „Ich hätte mich damals nicht breitschlagen lassen sollen“. Für den Partner, der verlassen wird, ist das die tiefste Kränkung: daß ihm nicht nur die gemeinsame Zukunft genommen wird, sondern auch die gemeinsame Vergangenheit.

2.4 Anspruchs begründung

Anspruchsbegründung heißt, daß aktuelle und zukünftige Ansprüche aufgrund vergangener Leistungen angemeldet werden.

Dies Ziel steht bei der minimalen biographischen Thematisierung im Vordergrund, die eingangs erwähnt wurde. „Ich habe das schließlich aufgebaut“ meint: „da ist es doch wohl klar, daß ich darüber besser Bescheid weiß als Sie!“ oder „Leisten Sie erstmal was, bevor Sie hier mitreden wollen!“. Der Anspruch des Interaktionspartners wird also nicht durch die Kraft der aktuellen Argumente gekontert, sondern durch die Vergegenwärtigung früherer Verdienste oder Erfahrungen.

Auch diese Form biographischer Thematisierung bedeutet eine Einschränkung universalistischer Kriterien. Universalismus hieße eine Beurteilung nur aufgrund aktueller Leistungen. Anspruchsbegründung durch Biographie ist also in einer universalistisch verfaßten Gesellschaft „systemwidrig“. Ein Ansparen von Erträgen früherer Leistungen ist dort nur über gesellschaftlich generalisierte Tauschmedien (z.B. Geld) möglich.⁸

Eine besonders folgenreiche Form der Anspruchsbegründung ist die Auseinandersetzung um Senioritätsrechte am Arbeitsplatz. Dabei lassen sich zwei gegenläufige Tendenzen feststellen. Einerseits gibt es Versuche, die informellen Senioritätsrechte etwa in der Industrie zu formalisieren und damit zu vertraglich gesicherten Rechten zu machen (vgl. Dohse 1979). Auf der anderen Seite ermöglichen die neuen Personalinformationssysteme eine viel genauere Übersicht über den individuellen Leistungsstand und bedrohen damit diejenigen informellen Senioritätsrechte, die bisher stillschweigend wirksam waren, ohne daß sie dem Management überhaupt zur Kenntnis kamen. Sie setzen damit eine Entwicklung fort, die bereits mit der Taylor'schen Wissenschaftlichen Betriebsführung begann (vgl. Hareven 1976:20). Der Anspruch wird übrigens nicht nur individuell gestellt, sondern von ganzen Generationen, etwa im Rahmen der gegenwärtigen Diskussion über die Rentenversicherung oder andere Aspekte des „Generationenvertrags“, wo von den über 55-jährigen auf ihre Aufbauleistung nach dem Krieg verwiesen wird („Wiederaufbaugeneration“).

2.5 Selbstvergewisserung

Diese Funktion steht unter identitäts- und subjektivitätstheoretischen Gesichtspunkten im Vordergrund. Wir können vier Aspekte unterscheiden, unter denen biographische Thematisierung zur Selbstvergewisserung erfolgt. Erstens ist die Herstellung von Kontinuität über meine verschiedenen zeitlich sich folgenden Handlungsbeteiligungen hinweg ein konstitutiver Bestandteil meiner *Identität*

(zumindest im interaktionistischen Sinn). Das wird etwa aus der folgenden Definition von Identität deutlich (Döbert et al. 1977: 9):

„Identität nennen wir die symbolische Struktur, die es einem Persönlichkeitssystem erlaubt, im Wechsel der biographischen Zustände und über die verschiedenen Positionen im sozialen Raum hinweg Kontinuität und Konsistenz zu sichern.“

Wir haben oben die Argumente nachgezeichnet, die aufweisen, daß eine solche Leistung der zeitlichen Vermittlung zwischen den einzelnen Situationen eine konstitutive Voraussetzung für das Zustandekommen überdauernder Handlungsketten und Interaktionsbezüge ist. Hier wird der gleiche Punkt identitätslogisch argumentiert: um mich als „ganze“ Person erfahren zu können, ist es erforderlich, daß ich meine Sequenz von Situationsbeteiligungen immer wieder in einen kontinuierlichen Zusammenhang bringe.

Als Grundlage dafür wird gewöhnlich – und meist implizit – eine Art Tendenz der Person zur Ganzheit, kognitiven Konsistenz, „Stimmigkeit“ angenommen. Hier liegt allerdings ein zentrales Problem, das noch näher zu beleuchten sein wird (vgl. 3.3). Wir können handlungstheoretisch zeigen, daß die Fähigkeit zu biographischer Thematisierung in diesem Sinn eine Voraussetzung für erfolgreiche Teilnahme an Interaktionen und damit ein konstitutiver Bestandteil von Handlungskompetenz ist. Dies sollte aber nicht mit der Performanzebene verwechselt werden, und es ist daraus auch nicht ohne weiteres auf ein entsprechendes „Bedürfnis“ zu schließen. Biographische Inkonsistenzen werden im Alltag nur bei bestimmten Gelegenheiten thematisch, und auch dann gibt es andere Mittel zu ihrer Bewältigung als eine theoretisch „saubere“ Auflösung.⁹ Es gehört nicht zur alltäglichen Routine, sich um seine Biographie zu sorgen. Die Annahme, jeder zerbreche sich ständig den Kopf über die Stimmigkeit seiner Lebensgeschichte, ist ein intellektualistisches Vorurteil („intellektualistisch“ deshalb, weil es sich an einem Konsistenzideal orientiert, das für Intellektuelle – als berufsmäßige Ideenproduzenten und Systematisierer – besonders relevant ist).

Zweitens kann die eigene Biographie dann thematisiert werden, wenn die Person in eine Situation der *Bedrohung* kommt, in der sie sich ihres eigentlichen „Kerns“ zu vergewissern sucht, um dieser Bedrohung nicht zum Opfer zu fallen. Das ist z.B. bei unfreiwilligem Einsitz in totalen Institutionen der Fall, etwa Gefängnissen, wo versucht wird, aus mir einen „neuen Menschen“ zu machen und zu diesem Zweck den alten zu zerstören – am ausgeprägtesten in Situationen der „Gehirnwäsche“ (vgl. Strauss 1968: 126 ff). Ich versuche mich gegen diese aktuellen Zumutungen zu wehren und meine Person zu retten, indem ich mir meine frühere Lebensgeschichte vergegenwärtige. Ich rekonstruiere das, was ich gewesen bin und antizipiert habe, bevor ich in diese bedrohliche Situation geraten bin. In milder Form geschieht solche Selbstvergewisserung in aktuellen Situationen der Verunsicherung; ich vergegenwärtige mir meine Vergangenheit, um in einer diffusen Gegenwart noch eine Orientierung zu behalten.

Drittens kann es zu einer Selbstvergewisserung in Form einer *Bilanzierung* kommen. Bilanzierung heißt, daß Erreichtes oder noch erreichbar Scheinendes mit ursprünglich Erwartetem, heutige Erträge mit früheren Kosten (oder umgekehrt) verglichen werden. In gewisser Weise gehören solche Bilanzierungen zur alltäglichen Routine; jede Handlung wird auf ihren Erfolg überprüft.¹⁰ Größere lebensgeschichtliche Abschnitte werden jedoch nicht laufend thematisiert; Bilanzierungen dieser Art werden durch bestimmte Voraussetzungen ausgelöst, die uns noch beschäftigen werden (vgl. 3.3).

Viertens kann biographische Thematisierung mit dem Ziel nicht nur der Selbstvergewisserung, sondern der *Selbstbefreiung* erfolgen. Dies ist offensichtlich die anspruchsvollste Stufe der „Besinnung auf Subjektivität“. Was liegt der Annahme zugrunde, daß dazu die Thematisierung der eigenen Lebensgeschichte erforderlich sei? Es ist die Auffassung, daß ich in meinem aktuellen Handeln durch Traditionen bestimmt bin, die als Sedimentierungen lebensgeschichtlicher Erfahrungen zustande gekommen sind und die ich mir nur durch eine Rekonstruktion der Sedimentierungsprozesse zugänglich machen kann. Ich kann mich aus meinen Traditionen weder durch Verleugnung noch durch einen willentlichen Akt – z.B. indem ich nur noch das „Hier und Jetzt“ gelten lasse – lösen, sondern nur durch Auseinandersetzung mit ihnen, d.h. durch Erinnerung dessen, was mir in der natürlichen Einstellung nicht zugänglich ist bzw. was ich vergessen habe.

Diese Auffassung ist vor allem von Freud zur Geltung gebracht worden.¹¹ Er hat den weiteren Gesichtspunkt eingeführt, daß die Erinnerungsmängel, die zu dieser Geltung unbefragter Traditionen führen, nicht zufällig sind, sondern einer Intention des Subjekts entspringen, nämlich der Vermeidung drohender Konflikte; diese werden nicht einfach vergessen, sondern „verdrängt“. Die Verdrängung ist aber insofern erfolglos, als das Verdrängte grundsätzlich – z.B. in Form von neurotischen Symptomen – gegenwärtig bleibt. Der daraus entstehende Leidensdruck ist die motivationale Voraussetzung für das Subjekt, um – im Rahmen der entsprechenden Bedingungen des therapeutischen Arrangements – durch mühevollen lebensgeschichtliche Thematisierung sich das Verdrängte Schritt für Schritt bewußt zugänglich zu machen und damit seine durch die Verdrängung eingeschränkten Handlungsmöglichkeiten zu erweitern. Von Habermas ist dieses Modell auf die Ebene der Gesellschaftsgeschichte generalisiert worden. Aus biographietheoretischer Sicht ist wichtig, daß dabei nicht nur an die unbefragte Geltung von Traditionen gedacht wird, die vom Subjekt lebensgeschichtlich internalisiert werden und als innere Handlungstendenzen wirksam sind. Auch die äußeren Lebensverhältnisse sind das Produkt von Sedimentierungsprozessen. Handlungsprobleme sind sequentiell verknüpft (was z.B. der Begriff „Karriere“ deutlich macht; vgl. 3.3). Durch meine früheren Handlungen habe ich mich bereits festgelegt; ich bin durch die sequentielle Organisation der weiteren Handlungsschritte gebunden. Durch lebensgeschichtliche Thematisierung kann ich rekonstruieren, wie es zu dieser äußeren Einschränkung meiner Handlungsmöglichkeiten gekommen ist und welche Kosten es mit sich bringt, wenn ich in eine andere Sequenz umsteige (bzw. wie weit das überhaupt noch möglich ist). Auch in dieser Dimension ist demnach ein „lebensgeschichtliches Bewußtsein“ die Voraussetzung für Selbstvergewisserung mit dem Ziel der Selbstbefreiung.

Es kann hier offen bleiben, wie weit solche Selbstbefreiung durch „Aneignung“ der Vergangenheit gehen kann. Der optimistischen („emanzipatorischen“) Auffassung von Freud und Habermas steht die pessimistische („konservative“) von Gadamer gegenüber, der für das Subjekt nur die Alternative sieht, seine Traditionsbindung zu verleugnen oder sie ausdrücklich zu machen, d.h. zu akzeptieren – nicht aber sie zu brechen (vgl. Kohli-Kunz 1973:58 ff). Es scheint übrigens, daß auch manche Psychoanalytiker in der Praxis eher zu einer bescheideneren Einschätzung ihrer Wirkungsmöglichkeiten neigen (was sich etwa in der Zielformulierung ausdrückt, den Patienten zu befähigen, „das zu werden, was er ist“).

2.6 Handlungsplanung

In der Handlungsplanung thematisiere ich künftige Verläufe. Die meisten Handlungen beziehen sich auf den Zeithorizont des Alltags. Das Verhältnis von Alltagszeit und Lebenszeit wirft einige Probleme auf, die in der Handlungstheorie – auch in ihrer weitaus schärfsten und detailliertesten Fassung, nämlich dem Werk von Schütz – noch nicht richtig erkannt worden sind. Für Schütz/Luckmann (1975:71) ist der Lebenslauf (zunächst) eine dem Tagesablauf „bedeutungsmäßig übergeordnete Ebene der zeitlichen Artikulation“, in ihm „konstituiert sich Sinn größerer Spannweite“ und „schichtet (...) sich auf die alltäglichen Sinnstrukturen zeitlich auf“.

„Wenn ich mich reflektiv vergangenen Lebensabschnitten zuwende, um sie zusammenfassend zu überblicken und auf ihren Sinn zu befragen, so bekomme ich in solchen post hoc Interpretationen größter Spannweite ungeheure Strecken polythetisch aufgebauter Tagesläufe monothetisch in den Griff. (...) Gleichfalls, wenn ich Pläne größerer Spannweite entwerfe, antizipiere ich typisierend als „Mittel zum Zweck“ große Strecken von Tagesabläufen.“ (1975:71)

Gegenüber dieser Vorstellung einer kontinuierlichen zeitlichen Aufschichtung kann auf einige Aspekte verwiesen werden, in denen zwischen Lebenszeit und Alltagszeit ein Gegensatz besteht. Biographisch thematisierendes Handeln springt aus der alltäglichen Geschäftigkeit heraus. Alltägliches Handeln ist durch Gleichförmigkeit und Wiederholbarkeit bzw. Umkehrbarkeit charakterisiert. Prinzipiell ist zwar klar, daß „alles fließt“ und sich ständig verändert, aber für alle praktischen Zwecke folgt ein Tag dem andern und ist ihm gleich. Deshalb kann der feed-back aus der Handlungsevaluierung unmittelbar wieder in neue Handlungen umgesetzt werden (wie aus dem erwähnten Handlungsmodell von Miller et al. 1973 deutlich wird); ich kann aus Fehlhandlungen lernen. Handeln im Relevanzrahmen der Lebenszeit ist dagegen weit stärker durch Veränderung und Irreversibilität gekennzeichnet. „Zwangsläufigkeit“ gilt hier in einem schärferen Sinn als im Alltag. Daraus ergibt sich der besonders drängende Charakter lebensgeschichtlicher Bilanzierungen (vgl. Kohli 1980 b). Ich kann im Leben nicht einfach „nochmals von vorn beginnen“.

Mit dieser typisierenden Gegenüberstellung von Alltagszeit und Lebenszeit wird nicht bestritten, daß es dazwischen eine Übergangszone gibt. Ich kann aus dem Fehlschlag meiner ersten (oder zweiten, dritten...) Ehe zu „lernen“ versuchen. Ich kann mit meinem bisherigen Milieu brechen und „ein neues Leben anfangen“. Allerdings stehe ich dabei auch in äußerlichem Sinn in Gefahr, daß mich mein früheres Leben „einholt“; d.h. meine aktuell beanspruchte Identität ist potentiell diskreditierbar. Es gibt soziale Bedingungen, die diese Gefahr verringern, z.B. Pioniergesellschaften; hier verhindert das Wissen, daß jeder „Dreck am Stecken“ hat, dessen Thematisierung, und außerdem ist der unmittelbare Handlungsdruck so groß, daß eine universalistische (leistungsbezogene) Personenbeurteilung erzwungen wird. Ferner können bestimmte Lebensphasen als biographische „Auszeiten“ (Moratorien) gelten, in denen mir meine (Fehl-)Handlungen nicht auf den weiteren Lebenslauf angerechnet werden.

Es läßt sich argumentieren, daß jedes Gesellschaftsmitglied eine Vorstellung seines künftigen Lebenslaufs hat und zentrale Lebensziele sieht, auf die es sich ausrichtet (vgl. 3.4). Diese Lebensziele sind aber nicht immer der Bezugspunkt differenzierter Planungen. Es ist auch hier ein intellektualistisches Vorurteil, daß jeder sich ständig den Kopf über seine Zukunft zerbreche. Die Dimension der Lebensgeschichte und die darin verorteten wichtigen Lebensziele sind meist nicht in Form konkreter Handlungsentwürfe ausgearbeitet. Vielmehr verlasse ich mich darauf, daß es „schon soweit kommen wird“, wenn ich nur meine alltäglich anstehenden Aufgaben angemessen erfülle. Die sozialen Grundlagen dieses Sich-Verlassens werden uns noch beschäftigen (vgl. 3.3).

Andererseits ist aber festzuhalten, daß eine ausgeführte handlungsschematische Bearbeitung größerer Strecken der Zukunft eine biographische Thematisierung voraussetzt.

Das gilt zum einen im Hinblick auf die Zukunft: sie muß für die Handlungsplanung durch detaillierte Erwartungen inhaltlich aufgefüllt und gegliedert werden. Es gilt (worauf in der Literatur über Handlungsplanung nicht hingewiesen wird) aber ebenso für die Vergangenheit. Biographisch relevante Handlungsplanung ist davon abhängig, daß die jeweilige Problemstel-

lung in ihrer *Problemgeschichte* gesehen wird. Das Ausgreifen in die Zukunft ist auf Ausgreifen in die Vergangenheit angewiesen. Andernfalls kommt es nur zu „Reaktionen“, d.h. kurzfristig orientierten Bearbeitungen.¹² Der Grund dafür ist zum einen der Charakter der subjektiven Handlungstendenzen als Sedimentierungen lebensgeschichtlicher Prozesse, zum anderen die äußere sequentielle Organisation von Handlungsproblemen.

Mit andern Worten: ein präzises „lebensgeschichtliches Bewußtsein“ ist eine Voraussetzung für erfolversprechende biographisch extensive Handlungsplanung. Es ist kein konstitutiver Bestandteil von Handlungskompetenz, aber ein wichtiger differentieller Faktor: es erhöht die Fähigkeit zur handlungsschematischen Bearbeitung und damit die Chance zur besseren Kontrolle der Zukunft.

3. Der sozialstrukturelle Rahmen biographischer Thematisierung

3.1 Die Konstanzannahme

Wir haben oben festgestellt, daß biographische Thematisierung zwecks Prognose des zukünftigen Handelns des andern von der Annahme der Konstanz seines Handelns ausgeht.¹³

Über die Rationalität dieser Annahme soll hier nicht entschieden werden. Es mag sein, daß in einer Lage, die durch begrenzte Information und Handlungsdruck gekennzeichnet ist, die Konstanzannahme tatsächlich die höchste Trefferquote aller möglichen generalisierten Regeln der Handlungsprognose erbringt. Allerdings hat sich inzwischen das wissenschaftliche Vertrauen in die Konstanzannahme (auch für Erwachsene) in der Entwicklungspsychologie und Sozialisationsforschung aufgeweicht (vgl. Brim/Kagan 1980), und es bleibt abzuwarten, wieviel davon ins Alltagswissen übergehen wird.

Mit der Konstanzprognose wird aber nicht nur eine theoretische Annahme getroffen, sondern sie ist eine *praktische* Annahme mit praktischen Folgen. Diese bestehen tendenziell darin, daß die Annahme Wirklichkeit wird. Es handelt sich um eine sich selbst erfüllende Prognose. Konstanz wird nicht nur angenommen, sondern damit auch hergestellt.

Dafür lassen sich zwei Gründe nennen. Erstens steuert eine solche Annahme meine Wahrnehmung.

Dieser Prozeß kann – wahrnehmungspsychologisch oder erzähltheoretisch – als „Gestalt-schließung“ bezeichnet werden. Ich mache mir ein Bild vom andern und nehme sein Verhalten im Rahmen dieses Bildes wahr. Das ist nicht die Folge einer punktuellen Entscheidung, von der an ich ein neues Bild habe und mir alle neuen Erfahrungen danach zurechtlege. Vielmehr handelt es sich um einen hermeneutischen Prozeß: ich baue mir mein Bild aus den einzelnen Erfahrungselementen auf, und zugleich bestimmt das Bild die einzelnen Elemente meiner Erfahrung. Dieser hermeneutische Zirkel entspricht auch der Struktur des wissenschaftlichen Verstehens; das alltägliche ist insofern weniger kontrolliert, als die Zirkelbewegung schneller abgebrochen und die Angemessenheit der einmal gefundenen Gesamtgestalt weniger systematisch problematisiert wird.

Das Bild bestimmt nicht nur die Interpretation der zukünftigen Handlungen meines Interaktionspartners, sondern führt auch zu einer fortwährenden Revision seiner Vergangenheit. Vom aktuellen Gesamtbild aus werden seine vergangenen Handlungen verständlich, indem sie sich als Elemente dieses Bildes entpuppen: er „war schon immer so“. Handlungen, die einen breiten Spielraum von Deutungen zulassen, werden auf diese Weise nachträglich eindeutig gemacht. Zugleich dient der Nachweis, daß der Betreffende „schon immer“ so war, der Untermauerung meines – sonst vielleicht unsicheren oder umstrittenen – aktuellen Bildes von ihm (Normalisierung).

In besonderer Schärfe wirkt sich dieses Bild aus, wenn es textlich objektiviert wird, z.B. in Akten, die über den Betreffenden angelegt werden. Personalakten werden in vielen Organisationen geführt, z.B. in Betrieben und in Organisationen der sozialen Kontrolle. Es sei hier auf die erwähnten Analysen von Cicourel (1978) über die biographische Typisierung von Jugendlichen durch die Polizei verwiesen.

Zweitens bestimmt das Bild, das ich mir vom andern mache, mein eigenes Handeln ihm gegenüber.

Besonders negative Folgen für ihn ergeben sich wiederum auf der Grundlage von aktenmäßig objektivierten Lebensgeschichten in Agenturen der sozialen Kontrolle. Indem er als Abweichender behandelt wird, wird er Maßnahmen unterworfen, die seine Chance zu normalem Handeln nicht nur durch selektive Wahrnehmung reduzieren, sondern auch durch direkte Beschneidung seiner Handlungsmöglichkeiten und durch zwangsweisen Kontakt mit abweichenden Subkulturen, z.B. im Gefängnis. Diese Prozesse sind aus den „labeling“-Ansätzen bekannt. Es wird in diesen Arbeiten auch ersichtlich, welchen Stellenwert biographische Normalisierungen der erwähnten Art haben: solche abweichenden „labels“ sind immer umstritten, was einen Begründungsbedarf erzeugt, der durch den „Nachweis“ der lebensgeschichtlichen Konstanz erfüllt wird.

Die Herstellung von Konstanz durch die Annahme von Konstanz ist aber weit über das Feld abweichenden Verhaltens hinaus bedeutungsvoll. Es kann gezeigt werden (Kohli 1981a), daß Erwachsene gesellschaftlich auf Stabilität festgelegt sind. Von psychologischer Seite wird bei der Diskussion der Konstanz der Handlungsdiskpositionen von Erwachsenen in selbstverständlicher Weise auf eine „innere“ Tendenz zur Konstanz rekurriert. Aus soziologischer Sicht ist aber gerade entscheidend, die sozialen Mechanismen der Erzeugung von Konstanz zu analysieren. Dazu gehört neben anderen auch die biographisch begründete Typisierung.

3.2 Konstanz – Kontinuität – Konsistenz

Am vorangegangenen Beispiel wird deutlich, daß der Begriff „Konstanz“ allein nicht genügt. Biographische Typisierung kann auch Veränderungen einrechnen: „Kontinuität“ und „Konsistenz“.

Kontinuität meint eine Sequenz von Zuständen, die nach einer allgemeinen Regel ineinander übergehen.

Beispiele sind beruflicher Aufstieg oder Abstieg; der Lebenslauf als Sequenz von (sozial typisierten) Altersphasen oder auch als „Zyklus“ von Wachstum/Expansion über Stabilität zu Schrumpfung/Restriktion; die Sequenz von zunehmend der eigenen Kontrolle entzogenen Stationen im Rahmen der „Verlaufskurve“ eines Drogenabhängigen (vgl. dazu die ausführliche Analyse von Schütze 1980).

Es macht einen wesentlichen Unterschied in der Relevanz eines aktuellen Zustands, ob er als dauerhaft angesehen wird oder ob er als Teil einer regelhaften Sequenz (und damit als Durchgangsstadium) gilt. Ich stütze meine Prognose des zukünftigen Handelns des andern darauf, ob ich ihn als in einer solchen Sequenz befindlich erkenne. Ich weiß z.B., daß er möglicherweise einmal mein Vorgesetzter sein oder bald in Pension gehen wird. Ich nehme an, daß er „dazulernen“ bzw. „sich entwickeln“ wird. In analoger Weise thematisiere ich meine eigene Biographie (und zwar Vergangenheit ebenso wie Zukunft): ich „bin älter geworden“; ich „habe das Leben noch vor mir“; ich „muß mich ranhalten, solange ich noch kann“.

Es gibt aber auch Sequenzen, die keiner Regel in diesem Sinn folgen und dennoch biographisch „einsichtig“ gemacht werden können, z.B. Konversionen. Dafür

kann der Begriff „Konsistenz“ herangezogen werden. Er bezeichnet eine Sequenz oder eine Veränderung, die „sinnhaft“ oder „erklärbar“ ist.

Ich kann begründen, warum ich die Partei gewechselt habe oder in eine Sekte eingetreten bin. Wie bei der Diskussion von Normalisierungsprozessen deutlich wurde, wird zwar auch da häufig versucht, den äußeren Bruch als einen nur scheinbaren auszuweisen, d.h. als Ausdruck einer inneren Kontinuität der Entwicklung oder gar einer inneren Konstanz, die lange verborgen blieb und sich nur in bestimmten Auffälligkeiten, die nachträglich als „Anzeichen“ gelesen werden können, Ausdruck verschaffte. Ich verstehe und akzeptiere aber in gewissem Maß auch biographische Diskontinuitäten, wenn sie konsistent, d.h. unter Zuhilfenahme kulturell legitimer biographischer Modelle, erklärt werden können.¹⁴

Ich bin z.B. bereit, die „Jugendsünden“ des andern zu vergessen oder zu akzeptieren, daß er „durch Schaden klug geworden“ ist. Ich verstehe es – wenn ich es auch vielleicht nicht billige –, daß der andere „einfach genug gekriegt hat“ und abgehauen ist. Solche Schaffung von Konsistenz bei biographischen Veränderungen kann auch ein kollektiver Prozeß sein: „wir haben alle versagt“ ist ein Muster, das zwischen Gestern und Heute eine akzeptable Konsistenz herstellt.¹⁵

3.3 Biographie als soziale vs. individuelle Leistung

Das Verhältnis von sozialen Vorgaben und individuellen Leistungen bei der Konstruktion einer sinnvollen Biographie kann – in Anknüpfung an die im vorigen Abschnitt unterschiedenen Ebenen – mit folgendem Schema verdeutlicht werden:

	sozial vorgegeben	subjektiv hergestellt
Konstanz	stabiles Milieu (Status)	innere Konstanz trotz äußerer Veränderung
Kontinuität	regelhafte Sequenz (Karriere)	innere Kontinuität trotz Veränderung des Handelns
Konsistenz		sinnhafter Zusammenhang trotz innerer Veränderung

Das Schema bezeichnet fünf Möglichkeiten der Herstellung biographischer Konsistenz. In der mittleren Spalte stehen die beiden Möglichkeiten, in denen keine biographische Thematisierung erforderlich ist. Im einfachsten Fall sehe ich mich (oder den andern) als selbstverständlich zugehörig zu einem bestimmten Milieu (Status, „Stand“), was mir eine genügende Grundlage für meine Selbstvergewisserung und Handlungsplanung (oder für meine Prognose seines Handelns) gibt. Im Fall von „Karriere“ rechne ich mit einem bestimmten Mobilitätsprozeß. Ich gehe davon aus, daß ich in einer aufwärtsgerichteten Laufbahn stehe und mich darauf verlassen kann, daß sie mich zum Ziel führt, auch ohne daß ich den Weg dorthin in den einzelnen Etappen durchplane. Es reicht, daß ich mich von Tag zu Tag angemessen verhalte; über das, was später kommt, muß ich mir jetzt noch keine Gedanken machen. Ebenso rechne ich in der Prognose des Handelns des andern mit einer entsprechenden Bewegung.

In der rechten Spalte sind die Möglichkeiten aufgeführt, bei denen vom Subjekt eine biographische Thematisierung eingesetzt wird. Ich kann deutlich machen, daß ich über alle bisher erlebten politischen Veränderungen hinweg an meinen grundlegenden Werten festgehalten habe und ihnen auch weiterhin treu bleiben werde. Ich kann innere Kontinuität nachweisen, obwohl ich nicht mehr so handle

wie früher, z.B. in Form „persönlicher Entwicklung“ (vgl. 3.2). Schließlich kann ich meine inneren Veränderungen sinnhaft deuten und damit in einen konsistenten Zusammenhang bringen, indem ich z.B. auf ein „Schlüsselerlebnis“, eine „Berufung“ oder „Erleuchtung“ verweise.

Drei Punkte sind bei dieser schematischen Darstellung zu beachten:

- Das Interesse ist hier handlungstheoretisch; es richtet sich nicht auf die Faktoren, die Verhalten *verursachen*, sondern auf die Bedingungen, die dem Handeln der Beteiligten als *Orientierungsmarken* dienen. Milieu bzw. Karriere werden als gesellschaftliche Institutionen gesehen, die (über eine „direkte“ Verhaltensprägung hinaus) einen intersubjektiv geltenden sinnhaften lebensgeschichtlichen Zusammenhang zwischen den einzelnen Handlungen stiften. (Zum Verhältnis von handlungstheoretischer und kausaler Analyse der Organisation von Biographien vgl. Kohli 1981b, Abschnitt 5).
- Biographische Thematisierung ist zwar eine subjektive Leistung, aber das Subjekt schöpft sie nicht aus sich selbst, sondern bedient sich dazu in selbstverständlicher Weise der kulturellen Ressourcen, die dazu zur Verfügung stehen, nämlich der biographischen Typisierungen. Nur soweit die Thematisierung solche Muster, die im gesellschaftlichen Wissensvorrat verankert sind, übernimmt oder an sie anknüpft, kann sie zur Grundlage von Verstehen im Sinn von Verständigung werden.
- Mit subjektiver Herstellung ist sowohl Fremd- wie Selbstthematisierung gemeint, d.h. sowohl die biographische Typisierung, die ich mir über den andern bilde oder ihm aufnötige, als auch diejenige, die ich als Grundlage für meine eigene Identitätssicherung oder Handlungsplanung konstruiere.

Es ist nach dem Vorgesagten klar, daß biographische Thematisierung *subsidiär* ist: sie ist solange unnötig, als die Orientierung an den Marken, die durch Status oder Karriere gesetzt sind, ausreicht, und erfolgt dann, wenn diese nicht mehr genügt. Solange die Orientierung ausreicht, kann ich es mir z.B. leisten, mir über die Zukunft „nicht den Kopf zu zerbrechen“; das bedeutet in diesem Fall nicht (wie es das intellektualistische Vorurteil haben möchte), den Kopf in den Sand zu stecken, sondern ist eine durchaus adäquate Form der Handlungsorientierung, sogar adäquater als ein überflüssiges Sich-Sorgen.

Die nächste Frage ist jetzt natürlich, wann biographische Thematisierung notwendig oder zumindest angemessen ist. Die Antwort ergibt sich *ex negativo* aus den bereits genannten Bedingungen: biographische Thematisierung setzt dann ein, wenn die Zugehörigkeit zu einem Status oder das „Mitfahren“ in einer Karriere problematisch wird.¹⁶ Es lassen sich drei Anstöße für eine solche Problematisierung unterscheiden (die an die bereits gegebenen Beispiele anknüpfen):

Erstens kann es zu handlungsrelevanten Widersprüchen zwischen den verschiedenen Zugehörigkeiten einer Person kommen (genauer: die Widersprüche können ein Ausmaß annehmen, das nicht mehr durch die routinemäßige Balancierung und Kompartimentalisierung bewältigt werden kann), was die Frage aufdrängt „Wer bin ich eigentlich?“ oder „Wer bist du eigentlich?“. In der rollentheoretischen Literatur ist dies unter dem Begriff „Interrollenkonflikt“ thematisiert worden. Der biographietheoretische Ansatz macht darauf aufmerksam, daß es hier nicht nur um die Vermittlung von aktuellen Handlungsproblemen geht, sondern daß die Vermittlung in der lebenszeitlichen Dimension erfolgen muß. Die Handlungsprobleme verweisen auf zukünftige Möglichkeiten, sie sind problematisch unter dem Gesichtspunkt von Plänen und Potentialen; zugleich sind sie das Ergebnis vergangener Geschichten, sie sind – um einen Ausdruck von Droysen aufzugreifen – nur „die letzten Spitzen“ der Vergangenheit. Zweitens kann biographische Thematisierung dazu eingesetzt werden, die Zugehörigkeit der Person zu ihrem Status oder ihrer Karriere zu problematisieren. Ich kann darzustellen oder mich selber zu überzeugen versuchen, daß ich zwar in mißliche äußere Umstände geraten bin, aber ohne meine Schuld, nur vorübergehend, und daß ich mich im Grunde noch ebenso in der Hand habe wie vorher. Analoges geschieht durch Fremdthematisierung: der andere

gibt sich als anständiger Bürger aus, aber bei genauerem Hinsehen wird klar, daß er im Grunde immer schon ein Gauner war.

Drittens kann es zu einer Enttäuschung der ursprünglichen Erwartungen kommen. Ich merke, daß der „Karriere-Aufzug“ gar nicht dorthin führt, wohin ich will, oder unterwegs anhält, oder so langsam fährt, daß er von allen andern überholt wird. In der Literatur über Laufbahnen findet sich eine Vielzahl von Beispielen für solche Erwartungsenttäuschungen und dadurch angestoßene Bilanzierungsprozesse in allen Lebensbereichen. Ich habe in früheren Arbeiten zu zeigen versucht, wie die Enttäuschung bestimmter zentraler lebensgeschichtlicher Erwartungen im Beruf mit sozialstrukturellen Diskrepanzen zusammenhängt (Kohli 1977), und die Zeitstruktur von Bilanzierungsprozessen – unter dem Begriff „subjektive Zeitökonomie des Lebenslaufs“ – näher analysiert (Kohli 1980 b). An solchen Bruchstellen der sozialen Einbindung wird Subjektivität erforderlich bzw. freigesetzt. Wenn bisher selbstverständlichen Erwartungen die Grundlage entzogen wird, kann daraus der Versuch erwachsen, sich auf das zu besinnen, was eigentlich wichtig ist, und das Leben „in die eigene Hand zu nehmen“. Aus der Einsicht „Es geht nicht so weiter wie bisher erwartet“ wird der Vorsatz „Es darf nicht so weiter gehen“. Allerdings ist das nicht das einzig mögliche Resultat solcher Enttäuschungserfahrungen. Empirisch häufiger scheint es zu einer Einschränkung der Wirkungsmöglichkeiten, die man dem eigenen Handeln attribuiert, d.h. zu einer resignativen Lösung zu kommen. Statt daß anstelle des Vertrauens in den sozial vorgegebenen Pfad nun die eigene Zukunft aktiv handlungsschematisch bearbeitet wird, bleibt es beim Leben von Tag zu Tag, nun aber ohne Erwartungen im Hinblick auf Lebensziele.

3.4 Zur historischen und interkulturellen Variabilität

Meine abschließenden Bemerkungen zur historischen und interkulturellen Variabilität – die in ihrer Kürze noch weniger als die andern Abschnitte einen Anspruch auf systematische Behandlung dieses Problemkreises stellen können – sollen nochmals aus anderer Richtung Licht auf die sozialen Voraussetzungen von biographischer Thematisierung werfen.

In einer idealtypisch „einfachen“ Gesellschaft ist Biographie kein zu thematisierendes Problem. Die Menschen verbringen ihr Leben im wesentlichen in überschaubaren primären Strukturen, d.h. unter den Augen der mit ihnen räumlich (und sozial) zusammenlebenden Angehörigen und Nachbarn. Auch in der vormodernen europäischen Gesellschaft ist solche fraglose Einbindung in ein stabiles Milieu noch weit verbreitet. Der einzelne ist durch seine Zugehörigkeit zu einem „Stand“ ausreichend charakterisiert. Als einzige zusätzliche Orientierungskriterien (für ihn selbst und andere) kommen Geschlecht und Alter hinzu; es gibt eine gewisse Veränderung im Lauf des Lebens, d.h. im Wechsel von einer Altersstufe zur andern, diese ist aber (im Sinn einer „Karriere“) klar antizipierbar. Erst mit dem Auftreten eines nennenswerten Ausmaßes von (sozialer und geographischer) Mobilität wird die Identität des einzelnen unsicher¹⁷ und damit biographische Thematisierung erforderlich.

In der Konzeption der (europäischen) Modernisierung als Durchsetzung universalistischer Rationalität würde erwartet, daß die Bedeutung des Altersstatus – als einem zugeschriebenen Klassifikationskriterium – zugunsten einer leistungsbezogenen Beurteilung gesunken ist. Faktisch ist das Gegenteil der Fall: das Alter hat als Status größere Relevanz gewonnen. Ich möchte dies als „*Chronologisierung*“ des Lebenslaufs bezeichnen.

Dafür hat die Historische Demographie und Familienforschung inzwischen zahlreiche Belege erbracht (auf die ich hier nur pauschal hinweisen kann). Auf qualitativer Ebene sind die bekannten Arbeiten über die kulturelle „Entdeckung“ der Spezifität der einzelnen Altersphasen und die entsprechende Profilierung altersspezifischer Beziehungen und Lebensräume zu nennen, auf quantitativer Ebene die Befunde über die früher höhere Streubreite z.B. des Heiratsalters

und des gesamten Übergangs in den Erwachsenenstatus. Der Ausbau der staatlichen Leistungen vollzog sich weitgehend ebenfalls über chronologische Marken und hatte dadurch deren Verstärkung zur Folge (Altershomogenisierung des Schulbesuchs, rechtliche Regelungen z.B. der Rechtsfähigkeit, politischen Beteiligung und Arbeitsfähigkeit, sozialpolitische Sicherung des höheren Alters).

Es kann – ebenso wie mit Bezug auf die von Elias herausgearbeitete Dimension der Affektkontrolle und Ausdifferenzierung der Körperfunktionen – darüber diskutiert werden, ob heute eine Trendumkehr zu beobachten ist. Der starke Widerstand gegen eine Flexibilisierung der chronologischen Marken etwa des sozialstaatlichen Sicherungssystems (Rentengrenze) legt hier zumindest eine gewisse Skepsis nahe.

Läßt sich ebenso von einer Zunahme der Relevanz biographischer Thematik sprechen, also von einer „*Historisierung*“ des Lebenslaufs sprechen?

Hierzu sind die Befunde eher indirekt, und wir sind stärker auf Plausibilitätsschlüsse angewiesen. Es lassen sich einige historische Entwicklungen nennen, die in diesem Sinn auf eine zunehmende Historisierung des Lebenslaufs deuten. Die erste wurde bereits erwähnt, nämlich die zunehmende Mobilität; sie führt zu einer stärkeren Individualisierung des Lebenslaufs und damit zu einem Rückgang der Relevanz der schon durch das Kollektivschicksal selbstverständlich gegebenen Orientierung.¹⁸ In gleicher Richtung wirkt die Beschleunigung des sozialen Wandels: sie führt zu einer stärkeren „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“. Ein dritter Punkt ist die Vermehrung der Handlungsalternativen. Als viertes ist auf die Erhöhung der Verlässlichkeit des Lebens hinzuweisen, was sich z.B. im Rückgang der (regionalen, zeitlichen und individuellen) Varianz der Lebenserwartung ausdrückt; damit erst ist das individuelle Leben planbar geworden.

Die *interkulturelle* Variabilität soll mit Bezug auf die Handlungsplanung erläutert werden. Ich stütze mich dazu auf einen Beitrag von LeVine (1978) über den Lebenslauf der Gusii (eines Volkes im westlichen Kenia).

LeVine zeigt, daß es auch für die Gusii angemessen ist, von „Karriere“ zu sprechen, denn auch für sie gelten die damit verbundenen universalen Implikationen, u.a. Kontinuität und chronologische Kontextuierung der Selbstwahrnehmung sowie Ausrichtung auf langfristige Ziele.¹⁹ Er sieht bei den Gusii drei zentrale Karrieren: die reproduktive (auf die Erzeugung einer möglichst großen Nachkommenschaft gerichtet), die ökonomische (auf die Erlangung einer möglichst großen Rinderherde gerichtet) und die rituelle (die in der posthumen Evaluation der Person beim Begräbnis kulminiert).

An diesem Beispiel wird deutlich, daß der Unterschied zwischen traditioneller und moderner Haltung nicht darin liegt, ob man langfristige Lebensziele hat oder nicht. Auch die Gusii haben solche Ziele, auch sie wollen möglichst viel (nämlich möglichst viele Rinder und Kinder). Der Unterschied liegt vielmehr darin, was man mit diesen Zielen macht, wie man sie in Handlungsentwürfe und Handeln umsetzt.²⁰ Die Gusii brauchen ihre Lebensziele nicht zu thematisieren und den Weg dorthin nicht handlungsschematisch in einzelne Etappen aufzulösen, denn Ziele und Weg sind ihnen mit ihrem Milieu selbstverständlich gegeben. Außerdem stehen ihnen kaum nennenswerte Handlungsalternativen offen. Das ändert sich erst durch die Konfrontation mit sozialen Veränderungen. Jetzt wird ihnen die Unvereinbarkeit der traditionellen Karrieren mit modernen (z.B. Aufstieg durch Schulbildung) schmerzlich bewußt und erfordert eine intensive biographische Planung.

Anmerkungen

- 1 Ein erster Versuch zu einer ethnomethodologischen Analyse des alltagspraktischen Umgangs mit dem Lebenslaufkonzept stammt von Atkinson (1980).
- 2 An dieser Stelle wäre eine Auseinandersetzung mit Diltthey (und seinen Kritikern, etwa Gadamer und Habermas) erforderlich (vgl. zu Diltthey die Ausführungen von Rosenmayr 1979).
- 3 Die Antwort kann auf einige Punkte rekurren, die aus theoretischen Diskussionen (vor allem von interaktionistischer und phänomenologischer Seite) bereits wohl vertraut sind. So hat z.B. Goffman (1967, Orig. 1963) die Diskreditierbarkeit durch lebensgeschichtliche Enthüllungen, Strauss (1968, Orig. 1959) die Konsistenzbildung bei biographischen Wendepunkten und Cicourel (1978, Orig. 1968) die Konstruktion von administrativ zugeschriebenen und an Akten objektivierten Biographien untersucht. – In einzelnen neueren Arbeiten werden diese Themen erstmals auf der Grundlage einer genaueren Strukturanalyse erzählter Lebensgeschichten behandelt (Fischer 1978; Schütze 1981).
- 4 Es ist dies auch der Kontext der Hervorlockung autobiographischer Erzählungen im Rahmen der „biographischen Methode“.
- 5 Vgl. die literaturwissenschaftliche Kontrastierung zweier Typen der Autobiographie, nämlich „Memoiren“ (Erzählung äußerer Ereignisse) und „Konfessionen“ (Erzählung „Enthüllung“ innerer Erlebnisse).
- 6 Vgl. Fischer (1978:318) sowie die Diskussion über die Begründung von Identität durch Geschichten – im Anschluß an die Thesen von Lübke – in Marquard/Stierle (1979:655 ff).
- 7 Dies haben Lyman/Scott (1970:122 f) in ihrer Typologie von „accounts“ als „traurige Geschichte“ bezeichnet.
- 8 Dies würde natürlich dann nicht gelten, wenn man auch Biographie als generalisiertes Tauschmedium faßt. Hier heißt sich die funktionalistische Analyse in den eigenen Schwanz.
- 9 Dies ist besonders eindringlich von Schütz und seinen Nachfolgern herausgestellt worden. Schütz/Luckmann (1975, z.B. 160 ff) zeigen, daß unterschiedliche Wissensselemente in der natürlichen Einstellung nur dann in Widerspruch geraten, wenn sie in der Auslegung der aktuellen Situation, d.h. in der Bewältigung des anstehenden Handlungsproblems aufeinander bezogen werden. (Vgl. dazu auch die Analyse der Struktur von „naïven Theorien“ im Rahmen der kognitiven Psychologie). Dieser pragmatische (handlungstheoretische) Ansatz unterscheidet sich von der verbreiteten rollentheoretischen Behandlung des Widerspruchproblems (unter dem Begriff „Rollenkonflikt“) u.a. dadurch, daß er sich auf die eigenständige Handlungsfähigkeit des Subjekts stützt und zugleich die sozialen Bedingungen nennt, unter denen diese freigesetzt wird.
- 10 Vgl. das Handlungsmodell von Miller et al. (1973, Orig. 1960): Test – Operate – Test – Exit.
- 11 Vgl. zum folgenden genauer: Kohli-Kunz (1973).
- 12 Vgl. Schützes (1981) Unterscheidung von „Handeln“ und „Erleiden“.
- 13 Für eine Relativierung dieser Aussage vgl. den folgenden Abschnitt.
- 14 Brim/Kagan (1980:16 f, Einführung) verweisen in diesem Zusammenhang auf die – in jeder Kultur auffindbaren – Veränderungslegenden (Metamorphosen). Sie meinen im übrigen, der Glaube an die Möglichkeit persönlicher Veränderung sei heute in westlichen Gesellschaften stärker als zuvor. Dies mag sein; es ist allerdings für die mangelnde gesellschaftstheoretische Kontextuierung ihres Arguments bezeichnend, daß sie mit keinem Wort auf die – nach wie vor in vielem wirksame – soziale Festlegung des Erwachsenen auf Stabilität eingehen. – Für eine ausführliche Diskussion der Kultur- und Wissenschaftsgeschichte des Kontinuitätsbegriffs vgl. auch die beiden Artikel von Kagan und Mendelsohn in demselben Band.
- 15 Ein Beispiel in diesem Zusammenhang ist der Fall Filbinger. Für viele Leute war das Anstößige nicht sein früheres Tun, sondern die Tatsache, daß er sich nicht erinnern konnte oder wollte, d.h. daß er seine Biographie nicht thematisch hielt und sich um eine konsistente Begründung bemühte.
- 16 Biographische Thematisierung dient unter dieser Perspektive dazu, Brüche im sozialen Gewebe zu „reparieren“. In diesem Sinn ist Normalisierung (durch Konsistenzbildung) ihre allgemeinste Funktion.
- 17 Vgl. Luckmann/Berger 1980 (orig. 1964) sowie die weiteren Arbeiten von Luckmann zur Geschichte des Identitätsproblems (im gleichen Band).

- 18 In der Diskussion über die Bedeutung des biographischen Ansatzes für die Untersuchung des Bewußtseins von Arbeitern ist diese Frage zentral: wie weit „Arbeiter werden“ kollektives, wie weit individuell spezifisches Schicksal ist (vgl. Bahrdt 1975).
- 19 LeVine argumentiert hier handlungstheoretisch, indem er betont, daß Ziele und nicht Rollen die Aktivitäten des einzelnen steuern.
- 20 Es sei an Max Webers analoge einleitende Überlegungen zur „Protestantischen Ethik“ erinnert: deren Spezifikum ist nicht Geldgier bzw. der Wunsch nach Vermehrung des eigenen Besitzes, sondern die Umsetzung des Wunsches in rationale Planung und eine kontinuierliche Sequenz einzelner Handlungsschritte. Ähnlich konzeptualisiert McClelland in seiner Theorie der Leistungsmotivation – mit der er explizit an Weber anschließt – den Unterschied zwischen niedrig und hoch Motivierten.

Literatur

- Atkinson, M.A., 1980: Some practical uses of „A Natural Lifetime“. *Human Studies* 3: 33-46
- Bahrdt, H.P., 1975: Erzählte Lebensgeschichten von Arbeitern. S. 9-37 in: M. Osterland (Hrsg.), *Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential* (Festschrift für Max E. Graf zu Solms-Roedelheim). Frankfurt/M.: Europäische Verlagsanstalt
- Berger, P.L., Kellner, H., 1979: Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. S. 74-93 in: H. Giese (Hrsg.), *Sozialisation im Erwachsenenalter*. Weinheim: Beltz
- Brim, O.G., Kagan, J. (Hrsg.), 1980: *Constancy and change in human development*. Cambridge: Harvard University Press
- Cicourel, A.V., 1978: Mark. S. 291-310 in: M. Kohli (Hrsg.), *Soziologie des Lebenslaufs*. Darmstadt: Luchterhand
- Dohse, K., 1979: Bestandsschutz durch Seniorität. Berlin: Wissenschaftszentrum
- Döbert, R. et al., 1977 (Hrsg.): *Entwicklung des Ichs*. Köln: Kiepenheuer & Witsch
- Fischer, W., 1978: Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. S. 311-336 in: M. Kohli (Hrsg.), *Soziologie des Lebenslaufs*. Darmstadt: Luchterhand
- Goffmann, E., 1967: *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Gumbrecht, H.U., 1979: Zur Pragmatik der Frage nach persönlicher Identität. S. 674-681 in: O. Marquard, K.H. Stierle (Hrsg.), *Identität. (Poetik und Hermeneutik, Band 8)*. München: Fink
- Hareven, T.K., 1976: The last stage: historical adulthood and old age. *Daedalus* 105 (No. 4): 13-27.
- Kohli-Kunz, A., 1973: *Erinnern und Vergessen. Das Gegenwärtigsein des Vergangenen als Grundproblem historischer Wissenschaft*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Kohli, M., 1977: Lebenslauf und Lebensmitte. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 29: 625-656
- Kohli, M., 1980a: *Biography: account, text, method*. In: D. Bertaux (Hrsg.), *Biography and society*. Beverly Hills: Sage
- Kohli, M., 1980b: *Arbeit und Persönlichkeit im mittleren Erwachsenenalter*. In: R. Nave-Herz (Hrsg.), *Erwachsenensozialisation*. Weinheim: Beltz
- Kohli, M., 1981a: *Erwachsenensozialisation*. In: E. Schmitz, H. Tietgens (Hrsg.), *Erwachsenenbildung. (Europäische Enzyklopädie Erziehungswissenschaft, Bd. 10)*. Stuttgart: Klett-Cotta
- Kohli, M., 1981b: *Biographische Organisation als Handlungs- und Strukturproblem*. In: J. Matthes, M. Stosberg (Hrsg.), *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Nürnberg: Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum
- Krappmann, L., 1971: *Soziologische Dimensionen der Identität*. Stuttgart: Klett
- LeVine, R.H., 1978: Comparative notes on the life course. S. 287-295 in: T.K. Hareven (Hrsg.), *Transitions. The family and the life course in historical perspective*. New York: Academic Press
- Luckmann, T., Berger, P., 1980: *Soziale Mobilität und persönliche Identität*. S. 142-160 in: T. Luckmann, *Lebenswelt und Gesellschaft*. Paderborn: Schöningh (UTB)
- Lyman, S., Scott, M.B., 1970: *A sociology of the absurd*. New York: Appleton-Century-Crofts
- Marquard, O., Stierle, K.H. (Hrsg.), 1979: *Identität. (Poetik und Hermeneutik, Bd. 8)*. München: Fink
- Michel, K.M., 1979: *Jeder für sich. Sektiererisches über Individuum und Gemeinschaft*. S. 38-

- 58 in: Kursbuch 55. Berlin: Rotbuch
- Miller, G.A. et al., 1973: Strategien des Handelns. Pläne und Strukturen des Verhaltens. Stuttgart: Klett
- Misch, G., 1949: Geschichte der Autobiographie, Bd. 1. Frankfurt/M.: Schulte-Bulmke
- Oerter, R., 1978: Entwicklung im Jugendalter – ein umweltorientierter Ansatz. S. 83-156 in: H. Rauh (Hrsg.), Jahrbuch für Entwicklungspsychologie 1. Stuttgart: Klett-Cotta
- Osterland, M., 1973: Lebensgeschichtliche Erfahrung und gesellschaftliches Bewußtsein. Soziale Welt 24: 409-417
- Rosenmayr, L., 1979: Lebensalter, Lebensverlauf und Biographie. S. 47-67 in: G. Klingenstein et al. (Hrsg.): Biographie und Geschichtswissenschaft. München: Oldenbourg
- Schütz, A., Luckmann, T., 1975: Strukturen der Lebenswelt. Neuwied: Luchterhand
- Schütze, F., 1981: Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. In: J. Matthes, M. Stosberg: Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg: Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum
- Strauss, A., 1968: Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität. Frankfurt/M.: Suhrkamp